

Todeszone von Tschernobyl

20 Jahre nach der Reaktor-Katastrophe in Tschernobyl hat Heidi Riepl den Unglücksort besucht. Ihre doppel-seitige Reportage aus der Todeszone von Tschernobyl zeigt, dass dort viele Menschen leben. **Seiten 4 und 5**



Zum 60. Geburtstag redet der Linzer Alpinist Edi Koblmüller im Interview über Erfolge und Tiefschläge. **Seite 7**

Osterschmuck

Bunte Blumen, Hasen, Eier, Schmetterlinge und Hühner sind heuer die dekorativen Hauptdarsteller des österlichen Schmucks für die eigenen vier Wände. Wie man zu Ostern Farbe ins Haus bringt, lesen Sie auf **Seite 3**



„Es ist mir wichtig, wenn ich die Menschen in ihrer Heimatstadt überraschen kann.“

Silvia Mayr-Pranzeneder

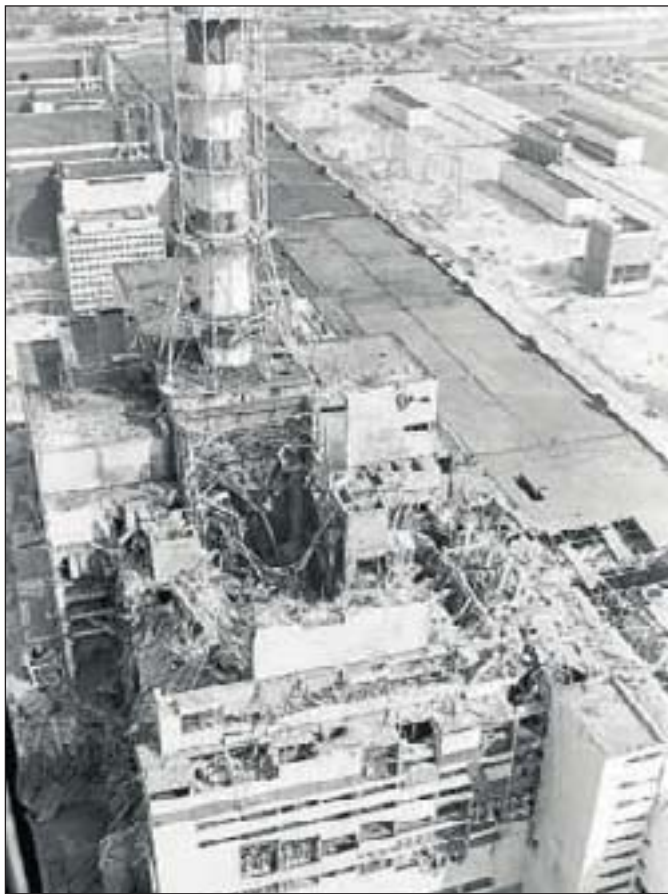
Mehr auf Seite 2

Wochenende

Samstag, 8. April 2006

MAGAZIN

Heute mit 10 Seiten



Als der Reaktor in Tschernobyl zerstört wurde, sorgte die radioaktive Wolke unter anderem dafür, dass Sandspielen für Kinder kurzzeitig ein Tabu war.

Fotos: dpa, Stadt Linz

Erinnerungen an den GAU

Atomkraftwerke standen immer zur Diskussion. Doch erst die Katastrophe in Tschernobyl vor 20 Jahren führte vor Augen, wie gefährlich sie sein können.

Es dauerte Tage, bis die Informationen langsam durchgesickert sind und klar war, dass dieser atomare Unfall, der die Bezeichnung „GAU“ der breiten Öffentlichkeit erst zum Begriff machte, auch auf Österreich Auswirkungen hatte.

Wie war das damals? OÖN-Redakteure erinnern sich im Folgenden ganz persönlich an die Zeit nach dem 26. April 1986.

ANDREA REINDL: „Da ich damals erst vier Jahre alt war, bekam ich vom Ausmaß und der Bedeutung dieser Katastrophe noch nicht so viel mit. Ich weiß nur aus Erzählungen meiner Eltern, dass sie mir immer wieder erklärten, warum ich nicht im Freien Sandspielen oder mit meiner Katze im Garten herumtollen durfte. Für mich war das damals un-

verständlich und laut meinen Eltern mussten sie mich ständig im Auge behalten, weil ich, wenn nur irgendwie möglich, versuchte, ins Freie zu ‘entkommen’.“

ALFONS KRIEGLSTEINER: „Ich arbeitete damals in der Redaktion einer bayerischen Zeitung. Die Agenturmeldungen wurden immer bedrohlicher, wir alle standen unter Schock, konnten es einfach nicht glauben. Die Straßen waren wie leergefegt, die Menschen hatten noch tagelang Angst, ins Freie zu gehen.“

CLAUDIA WERNER: „Was ich an Tagen mit einem Erdbeben oder am 11. September 2001 gemacht habe, ist mir viel besser in Erinnerung als der Tag, an dem der Reaktor explodierte. Die Medien übermittelten die Nachricht, aber damit umgehen konnte kaum jemand. Wer hat schon gewusst, welche Auswirkung diese nukleare Katastrophe wirklich haben würde? Jeder in meiner Familie und im näheren Umfeld hat verstört rekapituliert, wer am 26. April und den folgenden Tagen draußen an der

frischen Luft war und wer in einen Regenguss gekommen ist. Und viele, die in den Monaten und Jahren danach erkrankten, zogen Rückschlüsse auf das Ereignis. Jede unerklärliche körperliche Beeinträchtigung, jede Anomalität der Schilddrüse wurde in Verbindung mit radioaktiven Strahlen gebracht. Und meine Freunde waren zumindest einen Sommer lang genervt, weil sie nicht Schwammerl suchen durften. Ein Jahr danach war die Gefahr plötzlich kein Thema mehr.“

KLAUS BUTTINGER: „Das Jahr 1986 verbrachte ich großteils in Kalifornien. Die US-Medien kauten noch an der Challenger-Katastrophe, als in den TV-Abendnachrichten des 26. oder 27. April die ersten Meldungen zum Tschernobyl-GAU verlesen wurden. Klarerweise hatten die Sender keine Bilder vom Unglücksreaktor, dessen Strahlung fast jeden Film überbelichtete. Selbst öffentlich-rechtliche Sender behelfen sich, indem sie halb durchsichtige Archivsujets, z. B. das eines lichterloh brennenden Zementwerks aus Michigan,

hinter den Nachrichtensprecher projizierten. Machte natürlich mehr her, als gar kein Bild und ließ den Betrachter schön schaudern. Man musste sich denken, Europa gehe unter.“

BARBARA ROHRHOFER: „Als sich diese Katastrophe ereignete, war es für mich als damals 16-Jährige mit dem Spaß beim Picknick im Freien mit der ganzen Clique vorbei. Nichts war mehr mit in-der-Wiese-sitzen und die Sonne auf den pubertären Bauch scheinen lassen. Einige Wochen haben wir uns wohl daran gehalten und sind brav drinnen geblieben. Ich weiß auch noch, dass wir ewig keine Schwammerl mehr

gesucht und gegessen haben. Ich hatte das Gefühl, dass alles irgendwie vergiftet war – es war wohl das Ende der heilen Umwelt, zumindest für mich.“

PETER HIRSCH: „Von der Katastrophe erfuhr ich zu Beginn meiner letzten Urlaubswoche auf Sardinien über ORF-International. Als der Ernst der Lage auch für Österreich klar wurde, überlegte ich, den Urlaub zu verlängern, um meine Familie und mich vor dieser Gefahr zu schützen. Ich bin dann doch, sehr beunruhigt, wie geplant heim gefahren. Ein Freund, der sich einen Geigerzähler besorgt hatte, prüfte mit diesem Nahrung aller Art, den Luftfilter im Auto und auch

meine Gartenwiese. Und er machte mit seinen Ergebnissen ‘alles ist verseucht, auch die Wiese!’ die Familie ganz narrisch. Ich sperrte meinen Sohn trotzdem nicht ein. Ich mähte aber (mit Mundschutz) und setzte die Wiese unter Wasser, in der Hoffnung, dass dadurch die Radioaktivität verschwindet. Die ersten Wochen nach dem GAU überlegten meine Frau und ich beim Einkauf von Obst und Gemüse immer: ‘Ist es vielleicht verstrahlt?’ Wir verzichteten auf den geliebten Bärlauch. Nach zwei Monaten gaben wir diese Vorsichtsmaßnahmen auf. Auf Waldpilze aber verzichteten wir drei Jahre.

REINHOLD GRUBER: „Eine Bedrohung, die man nicht sieht oder riecht, war eine neue Erfahrung. Ich kann mich daran erinnern, mit einem sehr flauen Gefühl im Magen am Fenster gestanden zu sein, um irgendwie die radioaktive Belastung sehen zu können. Doch da war nichts – und das hat in mir eine gewisse Hoffnungslosigkeit ausgelöst. Seit damals weiß ich, dass es Cäsium-137 gibt und dass es gefährlich ist.“

STRAHLENFRÜHWARNSYSTEM

Im nuklearen Ernstfall soll alles blitzschnell gehen. Aufhalten kann man eine radioaktive Wolke zwar nicht, aber zu wissen, wo sie hinzieht, kann Menschenleben retten. Österreich verfügt heute über ein ausgeklügeltes Strahlenfrühwarnsystem. Wird ein Atom-Unfall bekannt,

erfolgt die Alarmierung einer 54 Mann starken Spezialtruppe, die vom Hub-schraubern aus das Land auf Strahlenbelastungen prüft. Zudem werden vom Innenministerium satellitengestützte Systeme mit automatischer Positions- und Messdatenerfassung eingesetzt.